

Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mich hat's in der Stadt nimmer g'litten," fuhr der Türkenveit fort. „Ich hab' mein G'schäft verkauft und bin 'raus'zogen. Auf dem Stückel Land, was mir g'hört hat — inzwischen is die Straßen da draußen ang'legt worden — hab' ich mir die Hütten 'baut. Ich ganz allein, damit die Arbeiter nit vielleicht auf den Schatz stoßen."

Er hielt wieder inne. Karl und Rosel sahen sich an. Wenn das alles richtig war, so ruhte ja hier, unter ihren Füßen, ein Vermögen.

„Da hab' ich g'lebt seitdem," fuhr der Alte fort. „Ueber dem Schatz hab' ich g'wohnt, der mein Unglück 'worden is. Die ersten dreißig Jahr' hab' ich mich als Tagwerkerfort'bracht, dann hat mir der Herr Pfarrer g'raten, ich sollt' mich do' in d' Rentenversicherung einkaufen. Ich hab's 'than, und die Renten bezieh' ich jetzt auch schon wieder dreißig Jahr'. Immer fortg'lebt hab' ich mit mein' G'wissenswurm und dem Traum, so oft ich auch zum Himmel g'schrien hab': Herrgott da droben — laß mich sterben! Sterben wie die andern. — Nix war's. Ein' um den andern haben s' 'nausg'tragen, ich bin leben 'blieben. Wie der ewig' Jud'. Und immer den Schatz unter mein' Füßen und jede Nacht der Traum vom Wastel!

Vor so ein' dreißig Jahr' hab' ich einmal in der Früh, wie ich aus meiner Hütten kumm, den Falken vor mir liegen g'seh'n, den Peter, mit ein' 'brochenen Flügel. Wie er da is hinkummen, ob ihn ein anderer, größerer Raubvogel g'stoßen hat, oder was sonst — ich weiß nit. Ich hab' ihn aufg'nommen und g'sund gepflegt und hab' ihn Peter g'heißen, nach dem Ritter, der den Schatz vergraben hat. Und wie ich immer mehr irr' bin worden vor Alter und G'wissensangst, hab' ich mir ein'bild't, der Vogel wär' wirklich der Ritter Peter vom Hoheneggstein, der mir helfen will, den Schatz hüten, und mich umbringt, wenn ich ihn anrühr' oder verrat'. Manches Mal hab' ich auch 'glaubt, er wär' die Seel' von mein' Bruder Wastel.

Da bist heut du 'kommen, Karl. — Wie ich dich erst g'seh'n hab', hab' ich 'glaubt, der Wastel wär' aus der Donau g'stiegen. Und dann bin ich dahin 'kommen, daß du mein leibeigenes Enkerl bist. Die Freud' hat mich wieder g'sund g'macht. Jetzt weiß ich, daß die Toten weg sind und nicht wieder kommen. Und daß sie zugleich ewig lebendig sind, weil sie gar nit sterben können. Karl und Rosel — ihr seid der Wastel und die Anna, die ich auseinander g'rissen hab' in meiner Eifersucht. Heut fangt die Welt wieder von vorn an, Kinder, heut kann ich meine Sünd' gutmachen. Dort im Winkel liegen zwei Schaufeln. Die packt an und grabt — da vor'm Ofen. Ihr werdet so viel finden, daß ihr den Niederhof schuldenfrei machen und in Frieden drauf leben könnt. Grabt, Kinder, grabt!"

Karl und Rosel sprangen auf und griffen nach den Schaufeln. Während sie in fieberhafter Arbeit die Erde aushoben, sahen sie sich nicht an. Es war, als handelten sie unter einem hypnotischen Zwange, den der Türkenveit auf sie ausübte, der aufgeregt von dem einen zum anderen glitt und immerfort anfeuerte: „Grabt nur! — Grabt!"

Jetzt stieß der Spaten Karls auf etwas Hartes, das gab einen metallischen Klang — gleich darauf auch die Schaufel Rosels. Den beiden rann



Die Rückseite des königlichen Hoftheaters in Stuttgart nach dem Brande. (S. 59)
Nach einer Photographie von Hans Hildenbrand in Stuttgart.

der Schweiß von der Stirne, so rasch hoben sie die Erde aus der Grube — jetzt lag eine rostige Eisenplatte frei, offenbar eine Fallthür.

Karl kehrte seinen Spaten um und benutzte den Stiel, den er durch einen auf der Platte angebrachten Ring schob, als Hebel. Die Platte schob sich zur Seite. Stufen zeigten sich.

Der Türkenveit hatte eine Kerze ergriffen und ging mit festen Schritten voraus. Zehn abwärts führende Stufen, dann ein kurzer, gerader Gang, und nun —

Die beiden jungen Leute mußten sich aneinander festhalten, um nicht umzusinken vor freudigem Erstaunen. In der kleinen, grabähnlich ausgemauerten Kammer, in der Schallgruber mit ausgestreckter Leuchte stand, wie ein Genius der Vergangenheit, glänzte und gleißte es von Gold, Gold, Gold ...

„Gott sei Dank — jetzt bin ich erlöst!" jubelte Rosel auf.

„Erlöst bin ich auch!" antwortete der Türkenveit. Gleich darauf reichte er Karl die Kerze und richtete sich horchend hoch auf. „Der Falke! — Der Peterl!!" raunte er.

Von oben klang ein heiseres Kreischen. Dann kam's die Treppe herunter, humpelnd, flatternd, und warf sich mit einem heiseren Schrei auf den Alten. Der sank lautlos zusammen.

Rosel war einer Ohnmacht nahe. Karl stürzte sich auf seinen Großvater, riß den Vogel, der sich mit seinen Fängen im Rocke des alten Mannes festgekrallt hatte, weg, drehte ihm raschen Griffs den Hals um und schleuderte den zuckenden Körper von sich. Dann beugte er sich über Veit.

Der lächelte schwach. „Das mit dem Vogel ... war wohl bloß ... Zufall. Er sucht mich öfter, wenn ich fort bin. Aber der Schrecken ... mit mir is's aus. Gott sei Dank! Seid gesegnet all zwei ... dem Pfarrer bin ich eine Beichte schuldig ... erzählt ihm meine ... Lebensgeschicht' ..."

Er streckte sich, atmete noch einmal tief auf, wie von einem zentnerschwer drückenden Schmerze befreit, dann lag er still ... ganz still.

Die beiden jungen Leute standen einen Augenblick lang wie gelähmt und starrten von unnennbarem Grauen erfüllt auf den regungslosen Körper nieder.

Nun zuckte Rosel zusammen. Beide Hände an die Schläfen pressend, sah sie mit einem wilden, wirren Blicke um sich. Die feuchten Steinwände des Gewölbes, der aus Mulm und Moder golden hervorgleißende Schatz, der gnomenhafte Leichnam, der tote Falke, der mit krampfhaft angezogenen Fängen auf dem Rücken lag, das sah im roten Scheine des blakenden Lichtes alles so grausenhaft, so schauerlich und entsetzlich aus, daß das arme Kind den Verstand zu verlieren fürchtete.

Mit einem lauten, gellenden Aufschrei warf sie sich in Karls Arme und verbarg zitternd ihr Gesicht an seiner Brust.

„Weg ... weg ... führ mich weg!" jammerte sie. „Ich kann das nit mehr anschau'n ..."

Der arme Karl, dem selbst die Kniee unter dem Leibe wankten vor Aufregung, streichelte sacht das blonde Haar seiner Liebsten und sprach ihr mit ein wenig zitternder Stimme und in ein wenig zusammenhanglosen Worten Mut zu.

Er trug sie mehr die paar Stufen hinauf, als er sie führte.

„Hinaus aus der Hütte!" flüsterte Rosel. „An die Luft!"

Wohl eine Stunde lang saßen die beiden jungen Leute eng aneinander gedrückt auf dem Bänkchen vor der Thür, auf dem der Türkenveit so oft gesessen hatte, ohne ein Wort zu reden. Sie atmeten nur in tiefen Zügen die milde Nachtluft ein, sie sahen hinauf zu den ewigen Sternen und horchten auf die Stimmen des langsam ziehenden Stromes. Die ruhige, stille Schönheit der Natur hatte bald die Spukgeister gebannt. Mit der körperlichen Beruhigung kehrte die Klarheit der Gedanken wieder. Der junge Mann begann sich vorzustellen, wie jetzt alles werden solle.

Der Schatz war Eigentum der Erben des Hoheneggsteiners, der ihn vergraben hatte, das war klar. Aber dem Schallgruberschen Erben, ihm selbst also, kam der gesetzmäßige Finderlohn zu, ein Zehntel des aufgefundenen Gutes, das war ebenso sicher. Da der Schatz aber fünfzigtausend Dukaten wert war, so betrug der Finderlohn fünfzigtausend Gulden. Das war vielleicht schon genug, dem Vater Rosels seinen verschuldeten Hof zu erhalten.

Vielleicht ließen sich die, denen der Reichtum zufiel, auch bewegen, einen Teil als Hypothek auf den Hof darzuleihen, unter



Damad Mahmud Pascha. (S. 59)

billigen Bedingungen natürlich. Jedenfalls war Rosel aus den Fängen dieses Martin Fuchs befreit ...

Karl hätte am liebsten laut hinausgejauchzt in die Nacht bei diesem Gedanken. Die Rücksicht auf Rosel, deren Haupt auf seiner Schulter ruhte und die eingeschlafen schien, ließ ihn die Anwandlung unterdrücken. Gleich darauf schämte er sich ihrer. Es war wohl sehr schlecht von ihm, daß ihm ein Jodler in die Kehle kam, während der alte Mann, dem er sein Glück verdankte, da unten auf den Schätzen lag, die er achtzig Jahre lang wie ein Berggeist gehütet hatte ...

Da regte sich das Mädchen. Mit völlig klarer Stimme fragte es: „Was thun wir jetzt, Karl?"

„Ja, Rosel, schlafst du denn nit? Ich hab' 'glaubt, du bist eing'schlafen."

„Keinen Augenblick. Völlig wach bin ich g'legen. Nur rühren hab' ich mich nit mögen. Und so viel is mir durch'n Kopf 'gangen."

„Erst wollen wir schau'n, wie spät es ist," meinte Mader. Er zog die Uhr und rief erschrocken: „Gleich Zwölf! — Ja, Rosel, wie kommst du denn jetzt ins Haus?"

Das Mädchen sann einen Augenblick nach. „Ich denk', wir gehen zum Pfarrer," sagte es dann. „Wir müssen ihn und den Bürgermeister ja doch herausklopfen, da soll er gleich die Sach' mit mein' Vater in Ordnung bringen."

Der Vorschlag leuchtete Karl ein. Aber erst mußte er den Toten aus dem Verließ heraufbringen und auf sein Bett legen. Wenn er dann die Eisenplatte wieder an ihren Ort brachte und das Licht löschte, so war nicht zu befürchten, daß irgend jemand in die Hütte kam. Der Türkenveit war zu sehr gefürchtet. Und wie viel bei ihm zu holen war, ahnte ja niemand.

Er mußte das allein besorgen, denn Rosel hätte die Hütte und gar das Gewölbe um keinen Preis wieder betreten. Sie wartete draußen, bis ihr Bräutigam zurückkam und die Thür hinter sich versperrte. Die alte Bibel mit der Aufzeichnung des Paters Leonhard hatte er unter dem Arm.

„Geh'n wir jetzt, Rosel," sagte er gedrückt. Der letzte Liebesdienst an dem Toten, der zugleich der erste war, den er seinem Großvater hatte erweisen dürfen, hatte ihm mächtig ans Herz gegriffen.

Frau Isabella, die Wirtschafterin des Herrn Pfarrers, fiel fast um vor Erstaunen, als sie auf mehrmaliges Klingeln die Hausthür öffnete und statt eines Bauernburschen, der den geistlichen Herrn zu einem Versehgang holen wollte, Rosel vor sich stehen sah und neben ihr einen städtisch gekleideten jungen Herrn.

„Um Gottes willen, Rosel!" rief sie. „Was giebt's denn? Liegt der Ferdinand im Sterben? Der Herr is wohl ein Doktor?"

„Das nicht," antwortete Mader. „Es liegt auch niemand im Sterben. Trotzdem müssen wir Sie bitten, den Herrn Pfarrer zu wecken. Es handelt sich um eine hochwichtige Sache."

Sie öffnete wortlos die Studierstube ihres Herrn, ließ den Besuch eintreten, machte Licht und entfernte sich dann. Sehr schnell darauf trat der Pfarrer ein; der alte Mann hatte die Hausschuhe an den bloßen Füßen, weil er sich nicht die Zeit genommen hatte, erst die Strümpfe anzuziehen.

„Ist ein Unglück geschehen?" fuhr er aufgeregt auf die beiden los. „Und mit wem hab' ich die Ehre?" fragte er Mader.

Der junge Mann stellte sich vor und erzählte dann in knappen Worten, was ihn hergeführt habe.

Die Augen des Pfarrers wurden immer größer, je mehr er hörte. „Nein, so was!" murmelte er immer wieder und zog gleich hinterher die Dose, um seine Aufregung durch ein Prischen zu dämpfen. „Nein, so was! Nein, so was!"

Als Mader seine Erzählung beendet hatte, ging der Geistliche zu dem Klingelzuge an der Wand und riß ihn mit einem heftigen Ruck fast ab.

„Isabella," befahl er der Wirtschafterin, „führen Sie die Rosel in Ihr Kammerl. Das arme Kind is ja ganz weg vor Aufregung. Soll ein bissel ausrasten. Sie laufen hinüber zum Riederbauern. Gleich herkommen soll er und einen Knecht zum Bürgermeister schicken, daß der auch kommt. Sofort!"

Als die Thür sich hinter den beiden geschlossen hatte, und der Pfarrer mit Mader allein war, fragte er aufgeregter: „Also Sie sind der Enkel des alten Türkenveit? Is das sicher?"

„Der Trauschein liegt unter den Papieren des Toten. Ich hab' ihn selbst g'sehen."

„Dann gehört ja der Schatz Ihnen."

„Doch nicht. Den Erben des Hoheneggsteiners gehört er."

„Das Geschlecht ist ja aber ausgestorben. Seit damals, wo die Burg von den Türken genommen worden is ... die Güter sind jetzt Staatseigentum."

Mader horchte hoch auf. Aber ehe er sich darüber klar werden konnte, ob seine Sache sich durch diesen Umstand verbessert oder verschlechtert hatte, begann der aufgeregte alte Herr wieder zu reden.

„Nein, so was! Der Türkenveit! Seinen Bruder in die Donau g'worfen hat er, sagen S'? Ich hab' mir doch immer gedacht, mit dem Alten is was nit richtig. — Der Herr sei dem armen Sünder gnädig! Gebüßt hat er ja, schwer gebüßt. Wenn er nur beichten gegangen wär'! In diesem hohen Alter so ganz unvorbereitet hingehen — schlimm, schlimm! Und wie sonderbar, dieses Leben auf dem Schatz . . . und der Tod durch den unheimlichen Falken! Ja, die Wege des Herrn sind wunderbar."


Alice Roosevelt.

Da wurde die Thür heftig aufgerissen, und Franz Rieder stürmte in das Zimmer.

„Mei' Madel is da? Was is denn los? — Wer is der Mensch da? Is s' mit dem 'kommen?"

Der Greis trat dem zornigen Manne mit vieler Würde entgegen. „Rieder, Rieder," mahnte er, „Sie hätten allen Grund, bescheidener aufzutreten. An den Martin Fuchs, den erbärmlichsten Kerl in der ganzen Gegend, haben Sie Ihr armes Kind verhandeln wollen? Schämen Sie sich!"

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In **Stuttgart** wurde das **königliche Hoftheater** durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstört, die bald nach Mitternacht aus bisher noch unaufgeklärter Ursache im Malersaale entstand und so schnell um sich griff, daß alle Anstrengungen der Feuerwehr nur darauf gerichtet sein konnten, eine Ausbreitung des Brandes auf das dicht neben dem Theater gelegene Residenzschloß zu verhüten, die Vernichtung des Theaters aber nicht zu verhindern vermochten. Bühne und Zuschauerraum brannten vollständig aus, die hintere Umfassungsmauer stürzte ein und beschädigte auch das Maschinenhaus schwer. Die Verluste an Dekorationen, Kostümen und Requisiten sind ebenfalls bedeutend. Das eindrucksvollste Bild bietet die Brandstätte von den königlichen Anlagen aus, wo nur noch einsturzdrohende kahle Wände und Schornsteine zum Himmel emporragen. — **Damad Mahmud Pascha**, der Schwager des Sultans, gegen den vom Appellgerichtshof in Konstantinopel kürzlich ein Steckbrief erlassen worden war, ist jetzt in Abwesenheit wegen Verschwörung gegen das Leben des Sultans zum Tode verurteilt worden. Mahmud Pascha steht mit dem „Beherrscher aller Gläubigen" in doppelter Verwandtschaft. Seine Frau, die Prinzessin Seniha, ist eine Schwester des Sultans, seine Mutter eine Tochter des Sultans Mahmud II. und Tante Abdul Hamids. Er war im Jahre 1899 türkischer Justizminister, als er plötzlich mit seinen beiden Söhnen nach Frankreich entfloh. Die Vorfälle, die diesen Schritt und die jetzt erfolgte, aufsehenerregende Verurteilung des Flüchtlings veranlaßten, sind in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. — Die Einladung Kaiser Wilhelms II. an Fräulein **Alice Roosevelt**, seine in Amerika gebaute neue Rennjacht zu taufen, sowie die Entsendung des Prinzen Heinrich zur Teilnahme an dem Taufakt hat drüben große und allgemeine Genugthuung erregt. Alice Roosevelt, die Tochter des nordamerikanischen Präsidenten aus dessen erster Ehe, steht im Alter von 18 Jahren und ist eine sehr sympathische Erscheinung, groß und schlank, der echte Typus einer jungen Amerikanerin. Prinz Heinrich, der seine Reise über den Ozean im Schnelldampfer macht, wird drüben die ihm bereits vorausgefahrene Kaiserjacht **„Hohenzollern"** antreffen und auf dieser zum erstenmal in einem amerikanischen Hafen die Standarte des deutschen Kaisers entfalten. Die Regierung wie das Volk der Vereinigten Staaten, nicht zuletzt die Deutsch-Amerikaner, machen für den Empfang des erlauchten Gastes großartige Vorbereitungen.

Arabischer Kaufmann.

(Mit Bild auf Seite 60.)

In den großen Städten des Orients finden sich Bazare, in denen die Pracht der Waren und ihre wirksame Aufstellung dem ganzen Verkaufsstand zu einer glänzenden Wirkung verhilft; der Bazar selbst ist in den seltensten Fällen prächtig. Der Laden eines Kaufmannes in der Provinz nun gar besteht oft nur aus einem Teppichverschlag neben seiner Hütte. Auch auf den Boden sind Teppiche gebreitet, und hier thront zwischen seinen wertvollsten Verkaufsgegenständen mit gekreuzten Beinen, gleich seiner verschleierten Gattin, der arabische Händler. Seine Pfeife rauchend, wartet er in Gemütsruhe der Käufer, die sich etwa einstellen. Auch im Verkehr mit den Kunden bewahrt er diese Ruhe, und wenn es seine Mittel irgend erlauben, läßt er durch einen Sklaven die Handreichungen besorgen. Unser Bild zeigt eine solche Scene aus dem Innern Marokkos. Vor der Hütte ist man mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt.

Berggigerl.

(Mit Bild auf Seite 61.)

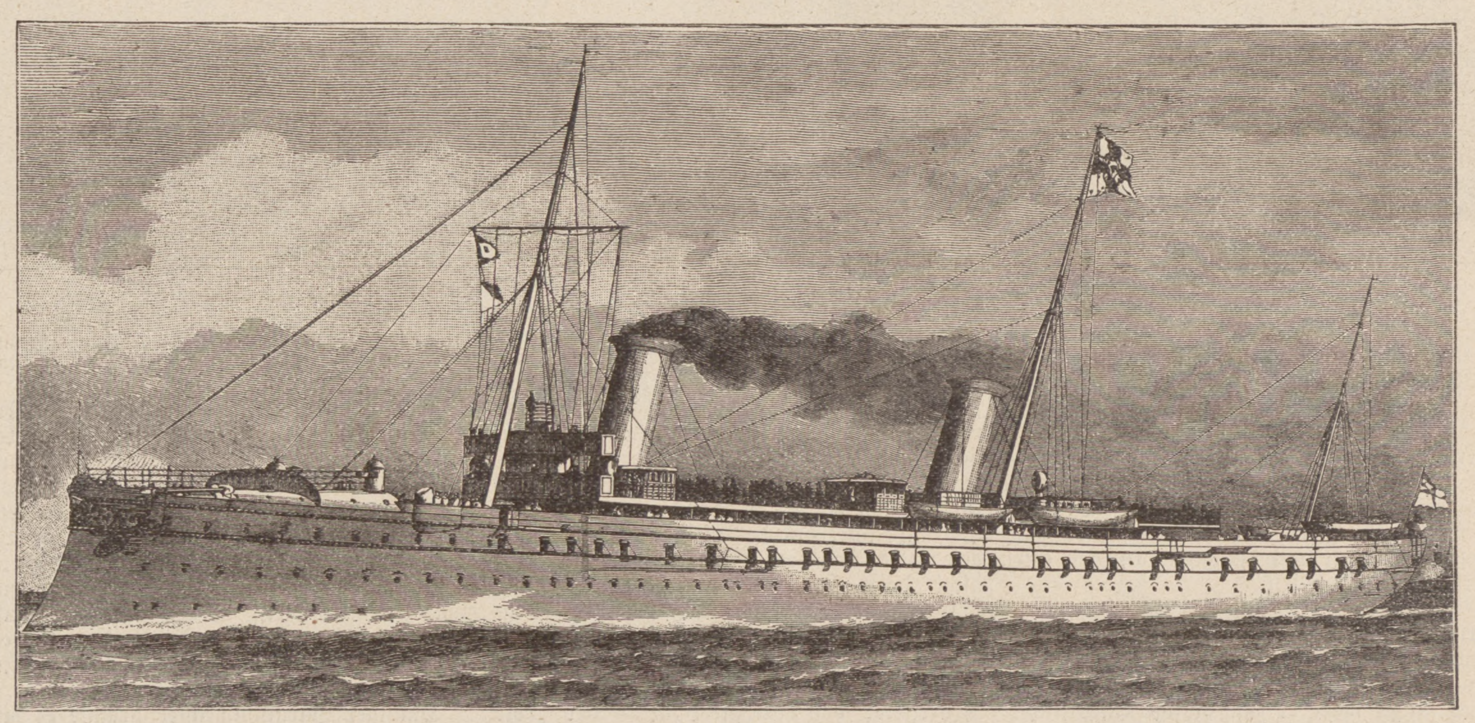
Die schönen schlanken Dirnen, die auf dem Weg zur Almhütte dahinschreiten, haben das Interesse des müden Bergsteigers, der auf dem Stein am Wegrand rastet, im höchsten Grade geweckt. Er ist kein Neuling mehr in den Alpen. Der junge Herr hat schon einige Gebirgsreisen hinter sich. Er hat sich auch ausstaffiert wie ein echter Bergsteiger, und der kleine grüne Hut mit dem Gamsbart steht ihm, so meint er, vortrefflich. Auf sein wohlgepflegtes Schnurrbärtchen ist er erst recht stolz, und wenn er gar das Augenglas ins linke Auge drückt, da kommt er sich ganz unwiderstehlich vor. Er ist überzeugt, den zwei Dorfschönen da muß er weit mehr gefallen als irgend ein grober, klotziger Bauernbursche. Gar zu gern möcht' er mit ihnen anbandeln. Die Seph' und die Vroni bemerken gar wohl seine Anstrengungen. Aber die dürren Beine, die schmächtigen Schultern, das ganze gespreizte Wesen des eitlen „Stadtfracks", das alles ist ihnen „zum Lachen".

Die gespenstische Feldwache.

Erzählung von **R. Theinert.**

(Nachdruck verboten.)

Von den englischen Regimentern, die unter dem Herzog von Marlborough in den langen blutigen Kriegen gegen Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, in den Niederlanden und auf deutschem Boden kämpften, war das siebenunddreißigste das berühmteste und berüchtigtste. Berühmt wegen seiner Tapferkeit vor dem Feinde, berüchtigt durch seine Zügellosigkeit in den kurzen Perioden der Waffenruhe. Trotz der grausamen Strenge der damaligen Militärgesetze, trotz der schier unbegrenzten Strafgewalt der Offiziere war es diesen doch nicht möglich, während des Stillstandes der kriegerischen Operationen in den Wintermonaten die Mannszucht auch nur einiger-


Die Kaiserjacht „Hohenzollern".

maßen aufrechtzuerhalten. Kein anderes Regiment gab, wenn nicht im Felde stehend, zu so vielen Beschwerden und Klagen der bürgerlichen Bevölkerung Veranlassung. Die militärischen Oberbehörden waren daher herzlich froh, als der Schluß des Feldzuges von 1712 es erlaubte, die Siebenunddreißiger nach Ostindien zu versetzen.

Kaum dort angelangt, ging's gleich wieder vor den Feind, vor einen Feind jedoch, mit dem fertig zu werden das reine Kinderspiel war für Männer, welche die besten Soldaten Frankreichs geschlagen hatten. Der Ruf des Regiments verbreitete sich rasch über die ganze Halbinsel, und lähmendes Entsetzen erfaßte die braunen Krieger Hindustans, wenn sie den „Jal-Wallahs" sich gegenübersahen.

Für die bei Ramillies bewiesene außerordentliche Tapferkeit waren die Siebenunddreißiger durch Verleihung von schmalen roten Schärpen ausgezeichnet worden, die seit jenem Ehrentage von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen quer über der Brust getragen wurden. Daher die hindustanische Bezeichnung „Jal-Wallahs — Schärpenträger".

Die Zeit verstrich; für die indischen Kolonien kam eine Periode ruhiger Tage, und auch die Siebenunddreißiger gewöhnten sich allmählich an ein friedlicheres Leben. Raufereien gehörten zwar auch jetzt noch zu den häufigen Vorkommnissen, und die armen Bewohner der Garnisonen hatten schwer unter den Roheiten der Soldaten zu leiden; im Vergleich zu früher



Arabischer Kaufmann. (S. 59)

hatte indes schon vieles sich gebessert, und das Regiment war auf dem Wege, eine anständige Truppe zu werden, das heißt, was man vor anderthalb Jahrhunderten darunter verstand.

Etlichen ergrauten Kriegsknechten wurde es freilich sauer genug, in eine neue Ordnung der Dinge sich einzuleben, und einer ganz besonders hielt mit Zähigkeit an den alten Ueberlieferungen fest.

Trompeter O'Grath war ein kurzer, gedrungener Irländer von erstaunlicher Körperkraft und wilder Verwegenheit; mehr als zwanzig Jahre diente er schon im Regiment, und längst wäre er zum Range eines Unteroffiziers befördert worden, hätte er nicht immer und immer wieder jede Aussicht dazu durch Trunkenheit und Händelsucht sich verscherzt. Der Mann konnte als ein Ausbund von Häßlichkeit bezeichnet werden. Bei Blenheim hatte er das rechte Auge verloren; eine breite rotblaue Narbe zog sich quer durchs Gesicht von der Stirn über die zerhackte Nase bis zum Kinn; und der weit vorstehende, von den Lippen nie bedeckte linke Augenzahn trug nicht dazu bei, die äußere Erscheinung O'Graths zu verschönern. Für die Eingeborenen war er ein Gegenstand abergläubischer Furcht; sie flohen entsetzt aus den Dörfern ins Dschangeldickicht, wenn die Kunde sich verbreitete, der Lal-Jal Bhut — der „rote Schärpenteufel" — mache auf einer seiner regelmäßig mit jedem Zahltage wiederkehrenden Sauffahrten die Gegend unsicher.

Sein Instrument verstand der wilde Irländer zu behandeln wie kein zweiter Trompeter der englischen Armee. Manches Mal, wenn an den Abenden in der Kantine die Veteranen über die glorreichen alten Zeiten schwatzten, hatte O'Grath sich unbemerkt ins Freie geschlichen und plötzlich das den Siebenunddreißigern eigentümliche Sondersignal zum Bajonettangriff in die stille Nachtluft hinausgeschmettert, die Kameraden elektrisierend, den Hindus heillosen Schrecken einjagend.

Häufiger Garnisonwechsel brachte es mit sich, daß im Verlauf der Jahre O'Grath



Photographieverlag von Franz Hanfstängl in München.

Berggigerl. Nach einem Gemälde von Mathias Schmid. (S. 59)

in ganz Bengalen eine berüchtigte und gefürchtete Persönlichkeit wurde.

Im Jahre 1720 stand das Regiment in Azimpur. Dort brach im Herbst die Cholera aus und wütete mit außerordentlicher Heftigkeit. Offiziere und Mannschaften starben hin wie die Fliegen, und die Leute wurden von einer wahren Panik gepackt, nahmen Zuflucht zur Rumflasche, und die Mannszucht fing wieder an, bedenklich locker zu werden, die gröbsten Unregelmäßigkeiten rissen ein, die schwersten Ausschreitungen wurden begangen.

Da traf endlich der erwartete und ersehnte Befehl ein, Azimpur zu räumen, nach dem vierzig englische Meilen entfernten, in den Bergen gelegenen Indraghar zu marschieren und dort bis auf weiteres ein Lager zu beziehen. Ueber zweihundert von der Cholera Hingeraffte ließen die Siebenunddreißiger in Azimpur zurück, in einem kleinen, von niedriger Ziegelmauer eingefaßten Friedhofe hatte man die Toten beerdigt.

Der letzte Mann, der in Azimpur der Seuche zum Opfer fiel, war der Trompeter O'Grath. Am Abend vor dem Ausrücken hatte er noch wacker gezecht; gegen Mitternacht bekam er einen heftigen Anfall und wurde nach der Spitalbaracke gebracht. Dort lag er, als in der Morgenfrühe die Hörner zum Antreten bliesen, und ein krampfhaftes Zittern ging durch seine Glieder, während er den bekannten Klängen lauschte.

„Sie werden mich doch nicht zurücklassen?" murmelte er. „Was soll denn aus dem alten Regiment werden ohne mich?"

Aber draußen wurden die Kommandos zum Einschwenken gegeben, Trommeln wirbelten, und der Taktschritt der abrückenden Truppe verhallte in der Ferne.

Seine geliebte Trompete hielt er in der Hand, als das Choleragespenst ihn packte, und man hatte ihm das Instrument gelassen. Jetzt griff er danach und führte es zum Munde. Er wollte blasen, aber die Lungen versagten den Dienst. Nur ein entsetzlicher Ton entrang sich der Trompete. Die letzte Kraft aufbietend, richtete O'Grath sich mit den Ellbogen in die Höhe, stieß eine Flut von wilden Flüchen aus und schrie: „Ich will den Kameraden noch einmal zum Sammeln blasen, und wenn ich aus der Hölle kommen müßte, um es zu thun!"

Dann sank er röchelnd zurück und verschied.

Auf dem kleinen Friedhofe wurde auch er zur letzten Ruhe gebettet, aber für die Eingeborenen lebte der „Lal-Jal-Bhut" fort als gespenstiges Scheusal, dem der von Generation zu Generation sich vererbende Aberglaube immer ungeheuerlichere Thaten andichtete. Mütter brachten ihre schreienden Kinder zum Schweigen mit dem über alles gefürchteten Namen, und viele Hindus schworen steif und fest darauf, sie hätten den Unhold in stürmischen Gewitternächten auf den Wolken reiten oder über den Erdboden hinschweben sehen, auf einer riesigen Trompete schauerliche, meilenweit schallende Töne blasend.

Im siebenunddreißigsten Regiment war O'Grath nie vergessen worden; jedem neueingetretenen Rekruten wurden von den älteren Kameraden die Geschichten vom tollen Trompeter erzählt.

Man schrieb den 19. Juni des in den Annalen Indiens mit Blut eingetragenen Jahres 1857. Es war zwischen acht und neun Uhr abends, und die Garnison von Azimpur erwartete stündlich den Angriff der Rebellen unter Mir Khan. Am Morgen hatte die im Orte liegende Dragonerhalbschwadron einen Rekognoszierungsritt unternommen und Nachricht gebracht, der Feind sei im Anmarsch. Es ließ sich erwarten, daß es in dieser Nacht noch zum Kampfe kommen werde. Die Lage war bedenklich. Achthundert Mann und darunter nur ein Viertel Europäer bildeten die ganze Macht, mit welcher der Platzkommandant, Oberst Pendleton, einem an Zahl mindestens sechsmal stärkeren Gegner die Spitze bieten sollte. Der nächste Ort, von dem Unterstützung kommen konnte, war das vierzig Meilen entfernte Indraghar, wo, nach mehr als hundert Jahren Feld- und Garnisondienst in allen Teilen der Erde, die Siebenunddreißiger gerade jetzt wieder ihr Standquartier hatten. Ob auf die dorthin abgesandten Depeschen Hilfe für Azimpur noch rechtzeitig eintreffen werde, erschien sehr zweifelhaft. Die offene Lage des Kantonnements bot der Verteidigung so gut wie keine natürlichen Stützpunkte, und die in aller Eile künstlich durch Verhaue, Barrikaden und Schützengräben geschaffenen Befestigungen ließen viel zu wünschen übrig.

In einem geräumigen Zimmer der zum Hauptquartier eingerichteten Wohnung des Obersten waren vier Offiziere versammelt und besprachen die Sachlage. Auf den beiden an der einen Längswand stehenden Feldbetten hatten Stabshauptmann Baxter und der Dragonerkapitän Russel sich niedergelassen; an dem Tisch in der Mitte saß, über eine Karte gebeugt, Major Douglas, der Chef der vier zur Besatzung gehörenden Sikhscompagnien, und im Rahmen der nach der Veranda führenden Thür lehnte Leutnant Johnston. Die über der Uniform getragene schmale rote Schärpe kennzeichnete ihn als Angehörigen des siebenunddreißigsten Regiments. Trotz Jugend und schwärmerischem Sinn hatte er schon bei verschiedenen Gelegenheiten als klarsehender und energischer Offizier sich hervorgethan und die Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden sich erworben. Erst kürzlich war er von Indraghar nach Azimpur abkommandiert worden, um hier als Adjutant des Obersten Pendleton zu funktionieren, dessen Stab die vier genannten Offiziere bildeten.

„Sie sind anderer Ansicht, Baxter," bemerkte Major Douglas; „ich aber bleibe dabei, das Einziehen des vorgeschobenen Postens als eine durch die Umstände gebotene Maßregel zu bezeichnen. Wir müssen unsere schwachen Kräfte möglichst zusammenhalten. Bis zum Friedhof sind's von hier noch gute zweitausend Schritte, und die dort stationiert gewesene Compagnie hätte leicht abgeschnitten und von dem übermächtigen Feinde erdrückt werden können. Dazu kommt noch, was der Oberst allerdings nicht weiß, daß meine Sikhs da draußen nahezu demoralisiert waren durch ihren verwünschten Aberglauben. Die Kerle fürchteten sich wahrhaftig mehr vor den Toten unter dem Boden als vor den zu erwartenden Rebellen. Diesen würden sie an jedem anderen Platze die Zähne weisen, aber in dem verhexten Friedhofe hätte man nicht auf sie zählen können."

„Jener Friedhof steht bei den Hindus schon lange in bösem Verruf," warf Kapitän Russel ein. „Mein brauner Leibdiener sagte mir jüngst, keiner seiner Landsleute würde freiwillig dorthin nach Sonnenuntergang gehen, und wenn man ihm einen Beutel voll Rupien für den Gang verspräche. Zwischen den Gräbern hause der „Lal-Jal-Bhut"; der drehe jedem den Hals um, der sich in seine Nähe wage."

„Lieber Johnston," nahm Major Douglas wieder das Wort, „wissen Sie auch, daß dort draußen fast ausschließlich Leute begraben liegen von Ihrem Regiment, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier einmal lange Zeit gestanden haben muß? Ich habe mich gestern eine Weile damit unterhalten, die Inschriften auf den verwitterten Steinen zu entziffern. Es steht da, der Eingangspforte gerade gegenüber, ein ganz besonders merkwürdiger Grabstein, auf dem ein Totenkopf und eine Signaltrompete ausgemeißelt sind. Der Name dessen, der unter dem Stein schläft, ist verwischt, die Buchstaben sind zerbröckelt bis auf ein großes O und ein G, aber die Regimentsnummer 37 und die Jahreszahl 1720 sind noch gut erhalten. Mit dem Aberglauben aber hat es seine Richtigkeit. Heute abend, ehe wir abmarschierten, teilte mir der alte Can-Singh, der sich in zahlreichen Gefechten stets als braver, mutiger Mann bewiesen hat, schier grün im Gesicht vor Angst mit, er und die anderen hätten ganz deutlich die „Gora Sipahis" unter der Erde rumoren und miteinander wispern hören."

„Hahaha!" lachte Baxter. „Immerhin wär's viel wert, wir könnten über ein paar Hundert Mann vom Siebenunddreißigsten verfügen, natürlich über die Lebendigen, nicht die Toten. Was hat es denn mit dem „Lal-Jal-Bhut" für eine Bewandtnis?"

„Das kann ich den Herren erklären," ließ Leutnant Johnston, der bisher geschwiegen hatte, sich vernehmen. „Dieser „Lal-Jal-Bhut" ist ein in der Phantasie der Hindus spukendes Gespenst. Die gegenwärtige Generation der Eingeborenen dürfte kaum noch etwas davon wissen, wie diese Dämonenlegende entstanden ist, wir Siebenunddreißiger aber wissen's ganz genau. Die Fabel läßt sich zurückleiten auf einen Irländer, O'Grath, der vor mehr als hundert Jahren in unserem Regiment als Trompeter gedient hat und nach dem, was die Ueberlieferung von seinen Thaten zu berichten weiß, ein wahrer Satanskerl gewesen sein muß, schon bei Lebzeiten der Schrecken der Hindus. Auf dem Friedhofe da draußen liegt er begraben unter jenem Steine mit noch kenntlichem O und G. Der Diener, der mich von England nach Indien begleitet hat, heißt kurioserweise auch O'Grath; er ist treu wie Gold, steckt aber dabei voller Schrullen wie sein längst verstorbener Namensvetter, für dessen Geschichte er sich lebhaft interessiert. Seit heute mittag hat er sich nicht mehr blicken lassen; die Götter mögen wissen, was er treibt. Muß ihm wieder mal gehörig den Standpunkt klar machen, wenn er zum Vorschein kommt."

Die letzten Worte waren kaum über die Lippen des Leutnants gekommen, als in der Ferne ein Schuß fiel. Alle sprangen auf die Füße; die Thür zum Nebenzimmer ging auf, und Oberst Pendleton trat unter die Offiziere seines Stabes.

„So, meine Herren," sagte er, „jetzt wird der Tanz wohl bald losgehen. Nun, bereit sind wir, jeder ist auf dem ihm angewiesenen Posten, und wenn wir uns nur vier oder fünf Stunden halten können, dann werden uns die Siebenunddreißiger schon Luft machen. Nehmen wir also mit guter Zuversicht den Kampf auf."

Die Nacht war heiß und schwül; es wetterleuchtete grell und immer greller; offenbar zog ein Sturm herauf. Tiefes Schweigen lagerte über Azimpur; die Erwartung war aufs höchste gespannt.

Da krachte plötzlich eine Gewehrsalve, unverkennbar in der Nähe des Friedhofes. Ein langgezogener klagender Ton folgte, unterbrochen durch betäubendes, von dem blendenden Zickzack des Blitzes begleitetes Donnergepolter, dann schwach vernehmbares Rufen und Schreien und in der nächsten Minute Totenstille.

„Haben Sie's gehört?“ rief Johnston freudig erregt. „Sie kommen! Mein Regiment kommt!“

„Meinen Sie den Ton, der auf die Salve folgte?“ entgegnete der Kommandant. „Gehört habe ich den auch, mir aber schien's der Ruf eines der hochgestimmten Hörner zu sein, wie die Rebellen sie eingeführt haben.“

„Ich kann mich nicht getäuscht haben, es war unser Sammelsignal,“ beharrte Johnston.

Die Zuversicht seines Adjutanten verfehlte nicht, Eindruck auf den Obersten zu machen. Seiner besseren Ueberzeugung nach konnte die ersehnte Unterstützung im günstigsten Falle vor Ablauf von vier Stunden nicht eintreffen, aber gegen diese Ueberzeugung fing er doch an, zu hoffen, sie sei schon jetzt in der Nähe.

Alles lauschte gespannt. Nach einer Weile fiel noch ein vereinzelter Schuß, aber der schwache Schall kam von weit her; um den Friedhof herum blieb es still.

„Kapitän Russel,“ wandte sich der Kommandant an diesen, „rekognoszieren Sie mit Ihren Dragonern vorsichtig in der Richtung des Feindes. Stoßen Sie auf die Siebenunddreißiger, so stellen Sie sich dem Regimentskommandeur zur Verfügung und schicken mir Bericht durch einen Ihrer Leute.“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ entgegnete der Kapitän, und fünf Minuten später rasselte die Halbschwadron aus dem Kantonnement heraus.

Der Gewittersturm war vorübergezogen, so rasch, wie er gekommen, der letzte Donner hatte im Westen ausgegrollt.

Eine halbe Stunde verging, da ertönte Hufgetrappel, und ein Dragoner sprengte an die Offiziere heran.

„Der Herr Kapitän lassen melden,“ berichtete der Mann, „daß er englischen Truppen nicht begegnet ist, keine Spur von solchen hat sich gezeigt. Die Feinde haben sich zurückgezogen. Es ist eine Panik unter ihnen ausgebrochen, sie haben ihre Waffen weggeworfen; der Boden um den Friedhof herum ist mit Gewehren übersäet.“

Die Offiziere sahen einander mit verwunderten Gesichtern an.

„Wo ist Kapitän Russel?“ fragte der Oberst.

„Der Herr Kapitän wollte noch eine Meile reiten, ehe er ins Kantonnement zurückkehrt.“

Der Dragoner wurde entlassen.

„Unbegreiflich! Ganz unbegreiflich!“ brach Oberst Pendleton das nach dem Abreiten des Dragoners eingetretene Schweigen. „Was halten Sie von der Sache, Baxter?“

Der Stabshauptmann zuckte die Achseln, und die anderen wußten natürlich auch keine Erklärung zu geben.

Die Kunde vom Abzuge des Feindes verbreitete sich wie ein Lauffeuer und wurde von der Besatzung mit einem dreimaligen weit hinschallenden Hurra begrüßt.

Der Oberst verfügte, daß die Truppen einstweilen noch in ihren Verteidigungsstellungen verbleiben sollten, er selber zog sich mit dem Stabshauptmann und dem Adjutanten ins Hauptquartier zurück. Dort harrten die drei Herren, rauchend und das Vorgefallene besprechend, der Rückkehr des Dragonerkapitäns.

„Herr Oberst,“ ließ der Hauptmann sich vernehmen, „mir kommt da eine Idee. Die Rebellen werden, vorausgesetzend, der Friedhof sei von einem Detachement der Unsrigen besetzt, in der herrschenden Dunkelheit an die Umfassungsmauer herangeschlichen sein und dort zur Einleitung des Sturmangriffs eine Salve abgegeben haben. Die Mauern werden Geknatter und Gekrach als Echo zurückgeworfen haben, und dieses Echo haben die Feinde für eine Erwiderung ihres Feuers gehalten. Das zugegeben, erklärt sich alles Weitere einfach genug durch eine Panik, wie solche ja besonders bei Nachtgefechten zuweilen ohne ersichtlichen Grund in einer Truppe ausbricht.“

„Hm, diese Erklärung ist doch wohl etwas künstlich. Immerhin haben wir keine bessere, bevor Russel nicht wieder da ist.“

Draußen wurden Stimmen laut.

„Da kommt Russel ja,“ rief der Oberst. „Jetzt wollen wir hören, was der zu sagen hat.“

Der Dragonerkapitän trat ins Zimmer.

„Ich habe einen Gefangenen mitgebracht und die Leiche eines Rebellen, von der ich glaube annehmen zu dürfen, es sei die von Mir Khan selber. Was die unter seinen Leuten ausgebrochene Panik verursacht hat, darüber kann ich keinen Aufschluß geben; Thatsache ist, daß im Umkreise von drei oder vier Meilen kein Feind mehr steht. Aber auch von den Siebenunddreißigern hat sich während meines Rundrittes keine Spur gezeigt.“

„Hauptmann Baxter hat eine famose Erklärung für die Panik gefunden,“ bemerkte Leutnant Johnston mit einem leisen Anflug von Spott im Ton. Und er erzählte dem Kavalleristen, wie der Stabshauptmann sich die Sache zurechtgelegt habe.

Russel lachte, als der Leutnant schwieg. „Na, so ganz ohne ist das nicht. Ein Echo giebt's da draußen, das kann ich bezeugen. Als wir auf dem Rückwege an der Friedhofspforte vorbeitrabten, hörten wir die Besatzung hier im Kantonnement Hurra rufen, und meine Dragoner wurden davon angesteckt; sie riefen auch. Dieses Hurra fand Wiederhall vom Friehofe her; ich hätte darauf schwören mögen, es rufe dort jemand.“

Der Kapitän wollte noch etwas sagen, wurde aber durch den Eintritt eines älteren Offiziers in der Uniform der Armeeärzte unterbrochen.

„Ich habe die von den Dragonern mitgebrachte Leiche untersucht,“ berichtete der Doktor, „den Mann hat der Blitz erschlagen.“

„Wo haben Sie den Toten gefunden, Russel?“ fragte der Oberst.

„Dicht vor der offenen Pforte des Friedhofes. Der Mensch lag vornübergefallen mit ausgestreckten Armen und in den Boden eingekrampften Fingern. Der Gefangene kniete neben ihm wie geistesabwesend und machte keinen Versuch, weder zu fliehen, noch sich zu verteidigen.“

„Lassen Sie den Gefangenen vorführen, Baxter!“ befahl der Oberst.

Der Rebell wurde gebracht; es war ein intelligent aussehender, reichgekleideter Jüngling. Mit raschem Blick überflog er die anwesenden Offiziere.

Oberst Pendleton sprach gut hindustanisch und konnte sich daher leicht mit dem Gefangenen verständigen. Der gab auch auf die an ihn gerichteten Fragen bereitwillig Antwort und geriet nach und nach in lebhaften Redefluß.

Als das Verhör abgeschlossen, und der Gefangene schon eine Weile abgeführt worden war, sagte der Oberst nachdenklich: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich denken soll. Der junge Mensch berichtet in der Hauptsache folgendes: Mir Khan — der Tote ist nämlich wirklich Mir Khan und der Gefangene sein Neffe — habe mit fünftausend Mann den Marsch auf Azimpur unternommen. Eine Meile vom Friedhofe entfernt, habe er den Haupttrupp halten lassen, er selber aber sei mit dem Neffen und hundert ausgewählten Leuten vorgerückt, um zu rekognoszieren. Im Inneren des Friedhofes habe sich nichts geregt; man sei dicht an die Mauer herangekommen, habe dort eine Salve abgegeben und durch die offenstehende Pforte eindringen und den Platz besetzen wollen. Da sei plötzlich beim vordersten Grabstein eine fürchterliche Gestalt erschienen, vor dem Munde eine ungeheuerliche Trompete, die schauerliche Töne von sich gegeben habe. Die Leute hätten ganz entsetzt geschrieen: „Der Lal-Jal-Bhut!“ Das habe er noch gehört; im gleichen Moment sei aber ein schwerer Donnerschlag niedergegangen, und er bewußtlos umgesunken. Als er eben wieder zur Besinnung gekommen, hätten ihn die Dragoner umringt und mitgenommen.“

Die den Mitteilungen des Kommandanten folgende lebhafte Erörterung kam zu einem raschen Abschluß, als eine Ordonnanz die Meldung brachte, die Siebenunddreißiger seien im Anmarsch.

Alle stürmten ins Freie und sahen im Dämmerlicht des anbrechenden Tages auf der Indragharstraße eine langgestreckte Kolonne auf Azimpur sich zubewegen. Eine Viertelstunde später rückte das so sehnlichst erwartete Regiment ins Kantonnement ein, wo es von dessen Garnison mit nicht endenwollendem Jubel empfangen und begrüßt wurde.

Mit den Siebenunddreißigern hatte auch Johnstons Diener O'Grath sich eingefunden. Wegen seiner langen Abwesenheit zur Rede gestellt, entschuldigte sich der Bursche damit, er habe den Rebellen einen Streich spielen wollen, und das sei ihm denn auch über Erwarten gut geglückt.

„Sehen Sie, Herr Leutnant,“ lachte er. „Sie wissen ja, daß ich immer den größten Respekt vor meinem, da draußen auf dem Friedhofe liegenden Namensvetter gehabt habe und es ihm gern nachthun möchte. Als nun gestern die Compagnie vom Friedhofe weg ins Kantonnement beordert wurde, da kam's mir in den Sinn, den verlassenen Posten als Lal-Jal-Bhut zu besetzen und den Hindus zu zeigen, daß ein lebendiger O'Grath ebenso fürchterlich sein kann wie ein toter. Ich nahm das unterm Dach zwischen altem Gerümpel liegende gewundene Jagdhorn und schlich des Abends auf den Friedhof hinaus. Eine Flasche Whisky, etwas zu beißen und den vollen Tabaksbeutel hatte ich, das können Sie denken, auch nicht vergessen. Dort draußen richtete ich mich nun ganz gemütlich ein und wartete der kommenden Dinge. Als der Schuß fiel, den Sie hier im Lager ja auch gehört haben, versteckte ich mich hinterm Grabstein des Trompeters. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da hörte ich Tritte und sah im Mondschein einen Haufen Rebellen auf den Friedhof zumarschieren. Die Kerle kamen dicht heran und feuerten ihre Gewehre ab; ein halbes Dutzend Kugeln schlugen gegen den Stein, hinter dem ich hockte. Jetzt ist's Zeit, sagte ich mir, erhob mich und blies mit aller Lungenkraft das Sammelsignal der Siebenunddreißiger, wie ich's in Indraghar gelernt habe. Na, da hätten Sie sehen sollen, wie die Kerle stutzten, Kehrt machten und „Lal-Jal-Bhut!“ schreiend davonrannten. Gleichzeitig schmetterte ein Blitz herunter und schlug in der Nähe ein. Ich fiel um, und als ich mich von meiner Betäubung erholte, war die ganze Bande ausgerissen, und um den Friedhof herum keiner mehr zu sehen. Bald nachher ritten die Dragoner vorbei und riefen Hurra, und da rief auch ich, zeigte mich aber nicht; mir gefiel's auf dem Friedhofe gut genug; ich wollte dort die Nacht zubringen und meine Whiskyflasche in aller Ruhe leeren. Schließlich bin ich an des Namensvetters Grab eingeschlafen und erst beim Anmarsch des Regiments erwacht. . . . So, Herr Leutnant, das ist die ganze Geschichte. Seien Sie nicht böse, daß ich mich

gestern gedrückt habe, aber der Streich steckte mir halt im Kopfe."

In der nächsten Stunde wußte jeder im Kantonnement, warum die Rebellen in der Nacht geflohen seien. O'Grath wurde als Held gefeiert; er aber lachte nur und meinte, aller Verdienst an dem gelungenen Ausgange der Geschichte gebühre seinem Namensvetter, dem tollen Trompeter, der habe als gespenstische Feldwache den abergläubischen Hindus den Angriff auf Azimpur verleidet.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zu den vier Kreuzen! — Saphir kehrte einst auf einer Fußreise durch Thüringen in einem an der Landstraße gelegenen Wirtshause ein, welches in dem aushängenden Schilde drei Kreuze führte. Er bestellte ein Frühstück. Die Wirtin, die ihn für einen wenig beachtenswerten Wanderer hielt, überhörte seine Bestellung und bediente einige andere ihr bekannte Gäste. Aergerlich stand Saphir endlich auf, zog seinen Ring, in dem sich ein Diamant befand, vom Finger und ritzte folgenden Vers in die Fensterscheibe:

„An den Wirt.
Drei Kreuze sind das Schild vor deiner Thür,
Häng deine Frau dazu, so macht es vier!"

Die Fensterscheibe blieb erhalten, und man nannte die Wirtschaft noch lange Zeit darauf „Das Gasthaus zu den vier Kreuzen". [M. L—l.]

Ein alter Brauch. — Die Gewohnheit, gelegentlich eines Gastmahls beim Weineinschenken zunächst das eigene Glas halbvoll zu gießen, läßt sich bis ins Altertum zurückverfolgen. Die Alten bewahrten den Wein in enghalsigen Krügen auf und schützten ihn vor dem Luftzutritt durch das Eingießen von etwas Oel, welches dann als dünne Schicht auf dem Weine schwamm. Vor dem Einschenken wurde das Oel mit einem Rohr abgesogen, aber in der Besorgnis, es möchte doch noch etwas davon zurückgeblieben sein, goß man sich zuerst ein, um nicht einem Gast unreinen Wein vorzusetzen. Uebrigens ist die genannte Methode der Konservierung des Weins auch heute noch in manchen südlichen Ländern üblich.

Auch jetzt noch hat die Gewohnheit, sich selbst zuerst einzugießen, den praktischen Nutzen, daß man dadurch vermeidet, etwaige in der Flasche obenauf schwimmende Korkstückchen oder Siegellackabfälle in das Glas seines Gastes gelangen zu lassen. [W. H.]

Der Sachse auf dem Schlachtfelde. — Die Schlacht ist geschlagen. Es wird dunkel, die Trompeten blasen zum Sammeln, nur an einem Flügel finden noch leichte Plänkeleien statt, ab und zu läßt sich auch noch Geschützdonner vernehmen. Ein versprengter Sachse geht dem Sammelplatz seines Regimentes zu.

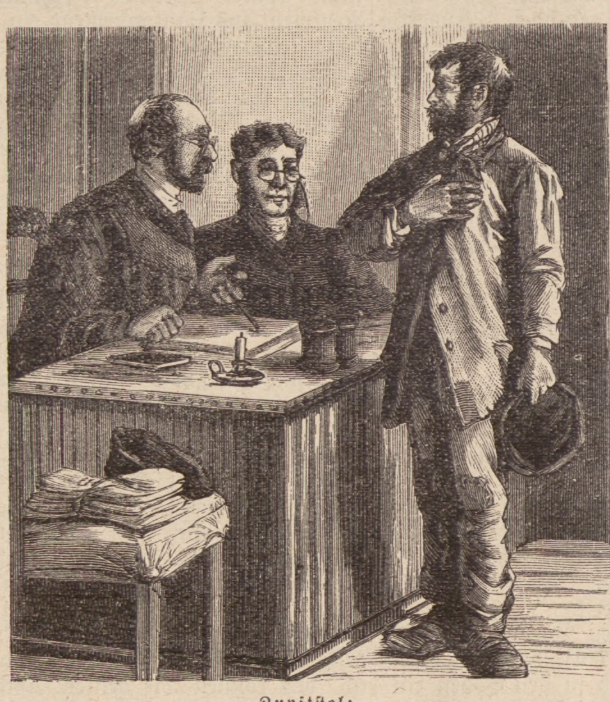
„Kamerad," stöhnt da neben ihm im Graben eine Stimme, „willst du mich nicht nach dem Verbandplatz tragen? Ich habe eine Kugel im Beine." Der Sachse erkennt im letzten Licht eine preußische Uniform, läßt sich nicht zweimal bitten, nimmt den Verwundeten auf den Rücken und wankt mit seiner Last weiter. Plötzlich saust und zischt es, eine verspätete Kanonenkugel ist dicht an ihm vorbeigeflogen.

„Hui, die hat awwer gepfeift," meint er, doch der Preuße kann nicht mehr antworten, denn die Kugel hat ihm den Kopf weggerissen, was der Sachse nicht bemerkt hatte. So kommt er auf dem Verbandplatz an.

„Wen bringen Sie denn da angeschleppt," fagt ein Arzt barsch zu ihm, „der ist ja tot, hat ja keinen Kopf mehr."

Langsam läßt der Sachse den Toten zu Boden gleiten, dreht sich um und schlägt vor Staunen die Hände zusammen. Dann bricht die Entrüstung bei ihm durch. „Ne awwer so ä Liegenpeter von än Preißen! Zu mir hat 'r gesagt, er hätte nur änne Gugel im Beene, un daderweile ham' s'n d'n Gobb abgeschossen!" [N. K.]

Humoristisches.



Zunftstolz.

Untersuchungsrichter: Also Sie waren's diesmal wirklich nicht, Huber?
Angeklagter: Ganz gewiß nicht . . . auf so einen Einbruch würde ich stolz sein!



Schlau.

Gast: Bringen Sie mir ein Kotelett, Herr Wirt, und für meinen Hund einen großen Knochen; ich zahle dafür zehn Pfennige extra.
Wirt: Sehr wohl, mein Herr! (Bringt nach einer Weile das Kotelett.)
Gast: Wo ist denn der große Knochen für meinen Hund?
Wirt: Der ist im Kotelett, mein Herr!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 7:
Wenn das Herz rein ist, lasse die Leute reden.

Ergänzungs-Aufgabe.

Stein, Stern, Sporn, Schloß, Land, Indien, Lehre, Fest, Wein, Macht, Marsch, Hut, Lohn.

Vor jedes der oben angeführten Wörter ist ein neues Wort zu stellen, so daß Doppelwörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen eines deutschen Dichters. Zur Verwendung kommen folgende Wörter:

Abend, Eisen, Hammer, Iser, Karl, Land, Lust, Natur, Obst, Ost, Ritter, Trauer, Vater.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Rätsel.

„Wie bist du schön doch" — der Wanderer dacht',
Als er mich durchstreift — „wenn hernieder die Pracht
Der Sterne, des Monds auf dich schauen." —
Den Kopf mach' zum Fuß: und es zeigt sich im Nu
Das Wort, das ein Strolch ihm jetzt plötzlich ruft zu —
Wie wandelt's die Lust schnell in Grauen!

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 7:
Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.